

Hamburger Echo

Abonnementpreis... Redaktion: Schlandstraße 11. I. St. Hamburg 36... Expedition: Schlandstraße 11. Gohlis.

St. Pauli einschl. Schanzgr. bei Herrn. Koenen, Sophienstr. 44. Gimbsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Geyendorf, Groß-Vorstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Lehmannweg 51.

Hierzu zwei Beilagen.

Menschenzüchtungskunst.

Im allgemeinen bringt man den Verhandlungen der allgem. med. Kongresse mit Recht ein hohes Interesse entgegen. Es offenbart sich dort, welche Fortschritte in der Erforschung von Ursachen und Verlauf der Krankheiten des menschlichen Körpers und in der Bekämpfung derselben gemacht worden sind.

So hat auf dem allgem. med. Kongresse zu Budapest schon Herr Hofrat Gruber aus München einen großen Vortrag über: "Ererbung, Auslese und Hygiene" gehalten und hat gegenüber dem erschreckenden Bilde von der Degeneration unseres Volkes, wie er es geschildert, eine ebenso erschreckende Rückständigkeit seiner wissenschaftlichen Anschauungen offenbart.

Das ist also alles, was der hochgelahrte Herr Hofrat gegen die Degeneration von heute vorzubringen weiß; dies ist seine ganze wissenschaftliche Erkenntnis, die er aufzubringen vermag in dem Gesteisstaub gegenüber einer Frage, von der Sein oder Nichtsein der Gesellschaft abhängt.

Die moderne Gesellschaftswissenschaft, die der Herr Hofrat in seinem Vortrage auch nicht einmal gestreift hat, zeigt uns, wie weit diese Unterdrückung und Ausbeutung geht, und welchen Schaden sie dem Volkstümper an seiner Gesundheit zufügt.

Die „Auslese“ weit mehr dazu beiträgt, der Degeneration entgegenzuwirken, als bei den oberen Zehntausend. Bei der Masse, wo mehr nach Neigung oder Liebe sich die Paare zusammenfinden, werden selten so widerwärtige Verbindungen stattfinden, wie bei den oberen Zehntausend, wo männliche und weibliche Kräfte um ihres Geldes willen gepaart werden.

Auf welche Art die Züchtungskunst betrieben werden soll, das sagt der Herr Hofrat nicht näher. Er empfiehlt nicht, es so zu machen, wie die Spartaner, welche alle vertriebelten Kinder in einen Abgrund warfen; er weiß aber gegen eine solche „hygienische“ Maßregel auch nur den Einwand aufzubringen, daß man die „Massenproduktion“ für einen solchen Verlust nicht leisten könne.

So bewegt sich auch hier, wie so oft, die Wissenschaft nur im Interessengebiet der herrschenden Klassen. Daß die erste Bedingung, der Degeneration wirksam zu steuern, die Einschränkung, resp. die Beseitigung der kapitalistischen Ausbeutung in Stadt und Land ist — dieser unabweisbaren Tatsache geht der lokale Gelehrte sorgsam aus dem Wege.

Wenn man die bei der harten Arbeit verbrauchten Bestandteile des Hirns, Muskels und Nerven durch genügende Ernährung und Erholung wieder ersetzen könnte, so wäre das ein weit gewichtigeres Mittel gegen die Degeneration, als die sorgfältigste „Auslese“.

Die kapitalistische Weltordnung hat nach dem Vorbilde des feudalkapitalistischen Junkers Bis marck wohl Millionen geduldet; daß sie berufen ist, gesunde Völker zu züchten, daran darf man billigerweise zweifeln. Die Rettung aus dem kapitalistisch-feudalen System von heute bedeutet auch die Rettung aus der Degeneration.

Einige hochwohlwollende bürgerliche Politiker werden uns hier wieder entgegenhalten, wir wollten den Kapitalismus zum Sündenbock für alles stempeln. Das fällt uns gar nicht ein. Wir werden nicht jeden Budel und jeden Narren im Sündenregister des Kapitalismus verzeichnet haben wollen.

Politische Uebersicht.

„Finanzreform“ und Reichstagswahl.

Mit dem Zusammenhang dieser beiden Dinge beschäftigt sich im „Tag“ der freikonserervative Politiker Freiherr v. Zeblich. Er stellt die Frage, welche Wirkung die neuen Steuern wohl bei Neuwahlen zum Reichstage haben würden, und antwortet:

„Der Ausgang der Wahl im Wahlkreise Stollberg-Schneeberg bedingt einfach, was schon der Ausfall der Landauer Wahl auf das nachdrücklichste gelehrt hat. Die Reichsfinanzreform mit ihren mehr als 300 Millionen Steuern auf den Verbrauch der großen Massen wird eben genau so, wie die Zoll- und Steuerreform von 1879 und die Erhöhung der Prämiensteuer und der Getreidezölle im Jahre 1887; die Opposition hat vollen Wind in den Segeln, die Mehrheitspartei dagegen die Bede. Das ist eine unermessliche Folgerichtigkeit des Reichstagswahlrechts, bei dem die eigensüchtigen Motive sich ungezügelt geltend machen können.“

Herr v. Zeblich ist der Meinung, daß alle bürgerlichen Parteien bei Neuwahlen zum Reichstage den Schaden zu tragen haben würden. „Wer sich damit zu trösten sucht, daß die jüngsten Wahlveränderungen auf die Rechnung des schwarzen Wodes fallen, wird sich daher einfach in die Tasche, Nationalliberalen und Konservativen werden bei dem neuen Wahlrecht genau so schwer empfinden, wie die radikalsten Parteien. Die so oft befundene Vereinnahmung, 400 Millionen in indirekte Steuern zu bewilligen, wird ihnen bei den Wahlen genau so unangenehm sein, als hätten sie diese Vereinnahmung in die Tat umgesetzt. Das ist bitter, aber auch darin wird man sich im liberalen Lager finden müssen. Allein die

Sozialdemokratie kann der Natur der Sache nach Vorteile aus der Verhängung breiter Massen über die Wahlbelohnung ihrer Genossen ziehen, und jede Befestigung der Finanzreform im Ganzen liefert nur Wasser auf deren Mühle.“

Der Herr hat nicht unrecht. Und es konnte gar nicht anders kommen. Das hätten sich die Liberalen übrigens im voraus sagen können. Wenn sie daraus nur wenigstens die Lehre schöpfen wollten, daß es mit der Ueberbelohnung der Volksmassen am Ende angekommen ist! Aber bei der nächsten „Finanzreform“ wird das alte Spiel wieder beginnen. Hier kann nur der klar und unangenehm ausgesprochene Wille der Volksmassen ein Ende machen. Daß er bei den nächsten Wahlen schon deutlich zum Ausdruck kommen wird, befürchtet auch der freikonserervative Führer. Er ermahnt deshalb die bürgerlichen Parteien, den Glauben in der „Finanzreform“ einzustellen und sich wieder zum Kampf gegen die Sozialdemokratie aufzumachen. Unter den obwaltenden Umständen wird das freilich nicht viel nützen.

Die Nationalliberalen als Prügelnaben.

Eine längere, den Umständen angemessen recht trübende Betrachtung über den Wahlausfall in Stollberg-Schneeberg schiebt die „Nationallib. Korrespondenz“ mit folgenden Bemerkungen:

„Tatsächlich wäre es vielleicht richtiger gewesen, wenn die nationalliberale Parteileitung in Schneeberg-Stollberg die konservativen und Bündler die Folgen ihrer Steuerpolitik selbst hätte tragen lassen; wenn sie darauf hingewirkt hätte, daß, wie bei der vorigen Wahl, wieder ein freikonserватiver Kandidat dem Sozialdemokraten entgegengestellt würde. Es mag sein, daß ein solcher noch weniger Stimmen erhalten hätte als der nationalliberale. Aber da an einen Sieg ja, wie oben ausgeführt, sowieso nicht zu denken war, so war die Stellung des zum Prügelnaben pedantischsten Kandidaten

„Die Nationalliberalen, die sich sonst immer für die Verursachen halten, die Kompromißkandidaten zu stellen, machen im konkreten Fall jetzt die Erfahrung, daß die Sache auch für Schattenseiten hat. Sie haben die Wahlprüfung bekommen, die die Wählermassen unangenehm den Konservativen mindestens ebenso gern verabfolgt hätten. Aber die Nationalliberalen können sich trösten; die erhaltenen Stimmzahlen sind für sie nicht unbedeutend. Denn hätten konservative und Zentrum nicht den Blod gepregelt, so hätten die Nationalliberalen ebenso viel indirekte Steuern bewilligt. Die Wählermassen haben den „guten Willen“ für die Tat genommen. Und sie taten recht daran.“

Die preussische Wahlreform

macht die „Kreuzzeitung“ einmal wieder zum Gegenstand einer längeren Betrachtung, aus der in jeder Zeile die Befürchtung spricht, daß die Finanzreform einen großen Erfolg erzielen könnte, wenn es zu einer halbwegs demokratischen Reform kommt. „Tatsächlich ist das Organ der Juncker sehr wohl, doch es zumal im gegenwärtigen Moment, nicht das spezielle Interesse der Konservativen gegen die Wahlreform auszuweisen darf; es verachtet darum zunächst Zeit zu gewinnen und den Liberalen das Verlangen nach einer sofortigen Reform auszureizen; ein solches Werk dürfte auf seinen Fall überzählig werden.“

„Ein Hinweis auf die Entscheidung über ein wichtiges finanzielles Reformwerk würde den nicht zu unterschätzenden Vorteilen bieten, daß dadurch der Parteikampf ein Gegenstand vorläufig entzogen würde, der nur zu noch größerem Zwistigen im Lager der bürgerlichen Parteien führen würde, als sie schon heute zum Schaden des inneren Friedens und zum Nutzen der Sozialdemokratie an der Tagesordnung sind. Wenn die Sozialdemokraten ein Recht zu schreiben hätten, das zur Kräftigung ihrer Propaganda und zur Schwächung der „Gourgeois“ dienen soll, dann könnte es nur lauten: Sofortige Einbringung der preussischen Wahlrechtsreform mit möglichst starkem demokratischen Einschlag.“

„Heuchlerisch verhiert die „Kreuzzeitung“ dann, sie habe nicht etwa die Absicht, die Reform zu hintertreiben, denn die Konservativen pflegten stets die Staatsraison über das Parteinteresse zu stellen. Im so mehr versucht die von Liberalen angeführt von der von ihnen selbst geforderten Wahlreform zu machen, indem sie weiter ausführt:

„Die Liberalen, besonders aber die Demokraten, gehen freilich von der Meinung aus, der Liberalismus wurde in Preußen und darüber hinaus im Reich mit einem Schlag die ersehnte Macht und Stärke erlangen, wenn nach ihren Vorschlägen das Wahlrecht reformiert würde. Sie stellen sich dieses Regenerationsmittel einfach so vor: Grundständige Winderung des lässlichen Einflusses der Demokratie, des Wahlrechts und anderweitige Wahlreinstellung und damit verbunden ganz erhebliche Stärkung des rührischen Einflusses. Folgt: Starke Einlenken der konservativen und noch stärkeres Anwachsen der liberalen Mandate. Aber diese Rechnung ist unrichtig. Es ist ein wesentlicher Faktor dabei vergessen: die Sozialdemokratie, die schon durch die vor kurzem zum ersten Male zur Anwendung gekommene „neue Wahlrechtsreform“ ganz respektable Vorteile davongetragen hat. Schon ein Blick auf die keineswegs glänzenden Ergebnisse, die der Freisinn auf Grund des allgemeinen, gleichen Wahlrechts im Reichstage

machte, sollte den Linksliberalen über den Wiberjinn ihrer radikalsten Wünsche zur Gestaltung des preussischen Wahlrechts die Augen öffnen.“

Was hier die „Kreuzzeitung“ den Liberalen sagt, das sagen diese sich tief in ihres Herzens Innern auch selbst. Und darum ist es den politisch tatkraftigen Elementen auch so wenig Ernst mit einer wirklich demokratischen Wahlreform für Preußen, wenn der Freisinn sie auch „programmgemäß“ fordert. Er weiß ja sehr gut, daß an eine Erlangung des Reichstagswahlrechts für Preußen (wenn auch so bald zu denken ist, und somit erscheint ihm seine eigene Forderung „ungefährlich“). Jedenfalls wäre eine wirklich demokratische Reform nur möglich unter Führung der Sozialdemokratie, und die Arbeiterklasse würde auch die Hauptministerien derselben sein. Daher haben aber die freisinnigen Führer und ihr Spießbürgeranhänger eine Sonderanstalt, und sie werden sich gern mit einer „Wahlreform“ begnügen, die mit den Konservativen gemacht werden kann und dann natürlich auch danach gerichtet wäre. Wenn es also nach den liberalen Wahlreformerplan ginge, würde lieber nicht dabei herauskommen. Aber auch die Arbeiterklasse verlangt im eigenen Klasseninteresse bringend nach einer Reform und zwar nach einer ernten und sie wird alles brauchen, sie zu erzwingen. Das Bürgerium hat aber auch ein wirtschaftliches Interesse an der Reform, denn die Unternehmerklasse gefährdet, je länger sie dauert, immer härter die Interessen von Industrie, Handel und Verkehr. Da werden schließlich politische Bedenken, die aus der Furcht vor dem Wachsen des Einflusses der Arbeiterklasse entspringen, zurücktreten müssen.“

Sie wollen im Trüben fischen.

Die freikonservativen möchten jetzt die Mißgunstigung unter den Konservativen über das Verhalten der Partei in Sachen der Finanzreform für sich ansühnen. Ihr Organ, die „Post“, richtet an die konservativen Männer, welche sich von der deutsch-konservativen Partei abwenden, die Aufforderung, sich dem Wahlverein der freikonservativen Partei anzuschließen. Der Gedanke der Gründung einer jungkonservativen Partei, der in Groß-Berlin aufzulaufen, sei, so resumiert die „Post“, kein glücklicher und werde eine beträchtliche praktische Bedeutung nicht gewinnen.“

Die freikonservativen, die ehemalige „Vorkamerfraktion“, sind nur ein Haufen politischer Offiziere ohne Soldaten. Sie möchten sich zu ein „Heer“ schaffen. Aber viele werden sie wohl nicht einfangen.“

Folgen der Tabaksteuer.

In der „Dresdener Volkszeitung“ veröffentlicht der Dresdener Gauleiter des Deutschen Tabakarbeiterverbandes, D. Wenzel, eine Darstellung der schlimmen Folgen, die das Verbrechen des Schnapsblodes über die Tabakarbeiter Sachsen bringt. Zunächst wird festgestellt, daß 476 Arbeiter und Arbeiterinnen ganzlich entlassen sind. Daß diese Arbeitlosen jetzt in anderen Tabakfabriken unterkommen können, ist völlig ausgeschlossen. Zur Leistung anderer Arbeit ist ihr (schwächlicher Körper vielfach nicht geeignet, und so gehen diese einer mehr als trüben Zukunft entgegen. Dem Dünner und dem Glend sind sie überliefern. Dazu kommt, daß 546 Personen tagelang ausbleiben und feiern mußten, mit einer Gesamtzahl von 29 388 verlorenen Arbeitstagen. Berücksichtigt man die 2203 Arbeiter mit pro Woche 42 1/2 verlorenen Arbeitstagen. Ferner ist 2355 Personen das zu liefernde Quantum erniedrigt worden, und zwar um 1/2 bis 1/3 der bisherigen Produktion.“

Der Lohnausfall macht demgemäß eine enorme Summe aus. Zwar haben Reichstag und Regierung einen Unterhaltungs-fonds für die geschädigten Tabakarbeiter geschaffen; doch wird die ganze Lächerlichkeit des Biermilchensfonds durch vorstehende Lohnberechnungen zur Evidenz bewiesen. Gieberts, der gerichtliche Arbeitersekretär, kann wirklich stolz sein auf seinen ihm von der Regierung diktierten Antrag, nur vier Millionen Mark auf zwei Jahre Unterhaltung festzusetzen. Etwa 85 000 beträgt allein der Lohnausfall der sächsischen Tabakarbeiter in 14 Tagen. Da sollen vier Millionen Mark für ganz Sachsen 14 Tage lang ausreichen! Wenn schon allein in Sachsen zwei malige Schädigungen zu verzeichnen sind, kann man sich annähernd ein Bild des trübseligsten Glendes ausmalen, das sich durch Zusammenstellung der Katastrophen aus dem Reich ergeben muß. Dabei stehen wir noch am Anfang der Krise. Das ganze Elend, welches die Raubpolitik des Schnapsblodes über die Tabakarbeiter gebracht hat, wird sich erst in seiner ganzen Größe offenbaren, wenn die jetzt leeren Läger sich gefüllt haben. Massenentlassungen sind schon angefangen. Was bedeuten demgegenüber die vier Millionen? Daß sie nicht ausreichen können, um die herein-gebrochene und noch bevorstehende Not zu lindern, scheint den Behörden selbst eingeleuchtet. Man kann es wenigstens annehmen, wenn man weiß, daß schon über 14 Tage seit Einrückung vieler Unterhaltungsgehalte verstrichen sind, die Arbeiter aber noch nichts erhalten haben. Sol die Behörde Sorge, daß der Forder zu schnell verhandelt wird, wenn man die Gesuche etwas rascher erledigt? Die Arbeitslosigkeit und Erwerbsverhinderung der Arbeiter scheinen auch die Unternehmer für Lohnreduzierungen ausnutzen zu wollen. Derselben Parlamentarier, die als Mitglieder des Deutschen Tabakarbeitervereins der Regierung 40 Millionen Steuern angeboten haben, wegen es, den ermüdeten Lohn der Arbeiter angesichts der ungeheuerlichen Verteuerung der ganzen Lebenshaltung des Volkes noch zu kürzen!

Sune Storvik. Novelle von Gustaf Allman.

autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Thea Sternberg.

Der alte Storvik und Edwin Wendts waren nach der Stadt gefahren. Sie hatten immer häufigere Geschäfte dort zu erledigen. Das dicke Wasser draußen lag wie ein Todeschimmer. Alles war umfogen von dem graublauen, schlafenden Stoberhimmel, der sich unter der Schwere der Regenschichten zu senken schien. Ein gedämpftes Licht, wie von einem verborgenen Feuerherd, hing gegen Morgen über den dunkelblauen niedrigen Hügel ins Land. Es war befändige Dämmerung, ein Tag, der nicht erdosen wollte.

Seitdem der Wagen mit den Männern fortgezogen war, herrschte auf beiden Seiten des Weges völlige Ruhe auf den Höfen.

Der Nachbarbauer ging am Stände entlang, mit Stock und Schirm, wie immer, doch mit neuen, glänzenden Holzschuhen. Er tat, als bestände er drunten einen verfallenen Hofraum. Das Oben in Storviks Garten standen Lise und Sune. Das Mädchen hatte Strichgarden in dicke, dunkelgrüne Hüchel zusammengebunden. Sune hüllte eine Leiter an die Mauer, und dann hängten sie die Zweige in doppelten Reihen auf Regel unter dem Dachstuhl. Lise wollte es allein machen, er sollte ihr nur die Leiter festhalten.

Man hätte sie wirklich für Kinder desgleichen Geschlechts halten können. Sie waren beide ein wenig schlanker, als Landleute in der Regel sind. Auch gelächelt waren sie ganz gleichmäßig, in grau und schwarze grobe Tracht von einfacher Form.

„Nein. Was sagt sie?“  
„Nur was sie von andern gehört hat.“  
„Leber mich?“  
„Ja, über Dich und —“  
„Und —?“  
„Und Herrn Molander.“  
Sune verstand weder Lises bittende Stimme noch ihre Worte ganz und wußte nichts zu antworten. Da fragte sie noch leiser: „Weißt Du, was sie sagen?“

„Er lachte und ließ mit einem Ruck die Leiter los. Lise erschrock und hielt sich an den Zweigen fest, das blaue, milde Gesicht Sune zusehend. Von der braunen Wand und dem grünen Blattrand hob sich hell und leuchtend ihr goldener Kopf ab.“

„Ruh, das gilt wohl dem Fräulein.“  
„Ja, Sune. Sie sagen, daß Du sie bekommen kannst, sobald Du willst, und daß Du wieder Deinen eignen Weg gehen willst.“  
„Er antwortete nicht. Das Mädchen stand oben auf die Leiter geleht und sprach wieder mit so milder, sanfter Stimme. Welche gewaltigen Mächte stürmten auf ihn ein aus dieser weichen Gestalt, dieser findenden, leise schmeichelnden Stimme!“

„Willst Du das jetzt nicht mehr, Sune?“  
„Was?“  
„Was ich sagte, beides nicht?“  
„Da hörte sie plötzlich das weisse Laub rascheln — Sune ging fort. Schnell, achlos riß er die leeren, herabhängenden Apfelbaumzweige zur Seite und brach mit den Fingern die Nadeln aus dem Strauch. Er war schon seitwärts der Gartenmauer, als Lise von der Leiter herabstieg und sich wußte, wie gefragt, daß das laute Geschick drangte.“

Draußen saßte sie ihn. Sie begann zu bitten, rührend, verweint.  
„O, geh' still. Aber geh' bald, liebster — Bruder, Sune, Sune, mein — Sune. Ja, gewiß gehst Du fort. Und tu uns kein Leid mehr. Du bist nie so gut gegen mich gewesen, wie jetzt. Wenn Du gehst, so geh' in guten. Ja, ja. Du wirst ja immer so herzensgut. Du konntest früher niemals etwas Böses tun.“

Ihre Stimme zitterte. Manchmal sprach sie wie die Mutter, dann wieder war ihr Ton nur voll Angst und Qual. Sie war totenbleich, ihr Blick gequält. Sune ahnte, daß sie in diesen Tagen viel gelitten haben mußte. Doch ihre Hand unklammernde die seine wie ein Straußchen. Ein wunderlicher, faugender Schmerz ging von diesem kleinen Greiß auf seine Hand aus und erschütterte sein ganzes Wesen. Ein Rausch von Luft und

Regierde packte ihn, als sie dicht an seiner Wange flüster: „Du sollst heute haben, was Du willst. Aber nimm uns hier nicht alles fort — Lise — Lise — was Du willst, Sune.“  
„Er prechte ihren Körper an den seinen, es weinte in ihm vor Liebeshängen, eine Tiefe öffnete und schloß sich vor ihm. Aber in dieser Festigkeit der Leidenschaft und des Verlangens nach Zurücklichkeit flüster er, daß er, nicht sie, ein für ewig Gefellener wäre, wenn er jetzt annähme, was ihm im Schmerz und nicht in höchster Freude angeboten wurde.“

In seinen Zügen flatterte bald ein Rächeln, bald ein beginnendes Weinen. Wind gehörte er der kleinen festen Hand, welche die seine hielt und ihn wieder hinein führte. Lise und Sune schlüßen in sein Zimmer.

Draußen schloßen Erde und Meer. Die Leiter stand noch an der Mauer nach dem Garten zu, und die Kreischerben unter dem Dachstuhl raschelten im Winde.

Spät am Tage lehrte der Vater heim, mit rotem Kopf, im Festbrauch. Sune begegnete ihm in dem großen Zimmer. Sein Gesicht war bleich, seine Zunge merkwürdig schwer, seine Gedärden heiß. Während sie auf das Mittagbrot warteten, das die Mutter und Lise draußen bereiteten, bot der Vater seinem Sohne den Rest aus seiner Reiseflasche dar. Sune trank.

„Brost, mein Sohn“, sagte der Vater dann und erhob seine mächtige Nase, während er die Flasche leerte. „Brost! So soll mein Sohn von meinem Freund Molander grüßen“, fügte er prahlend hinzu.

Der Schmerz, Lise soviel Trauer und heimliches Leid bereitet zu haben, zehrte wie eine Krankheit an Sunes Gemüt und brach seinen letzten Mut. Er mochte keine Worte mehr, dachte weder an Nacht noch an Vergebung.

„Daß die Gestirne seiner Kindheit still, verriet ihm das saure Schmeigen, mit dem sie ohne Blick und Wort an ihm vorüberging. Vielleicht, dachte er, ist gerade diese himmele Purcht ein Zeugnis dafür, daß sie ihn doch wirklich liebte, den sie Bruder nannte, obgleich die andern und der bewäundende Einfluß der Zeit sie auf einen andern Weg geführt hatten.“

In diesem Falle war sein Schicksal um so schwerer. Seinen schändlichen Traum seit seinen Jugendjahren, seine süßeste und verlockendste Erinnerung hätte er geschändet. Und all seine Qualen begannen ihm als die Vollziehung eines heimlich über ihn verhängten Gerichts zu erscheinen, das nun schrecklich sein Maß erfüllte.

Manchmal, wenn er das vernünftige, gesunde, robuste Gesicht der Mutter sah, wie sie dem Vater, der immer blaßer werdenden Tochter oder einem der Nachborskute zulächelte — hüme es sich in seinem Herzen, dachte er an Genast im Gefühl seines Rechts, und seine Bruste ballten sich.

Aber seine Glieder waren schlaff, als wollten sie sich auflösen, und er selbstgefäßiger, verwirrter Gram, unklar wie Herbstnebel, schlich sich immer tiefer in all sein Denken und Fühlen hinein.

Er begegnete allen freundlich bis zur Nachgiebigkeit. Lise wich er aus.

Von der Höhe des Berges beobachtete Sune eines Morgens im flüchtigen Nebellicht, wie die Fischerboote in langen Reihen über die weite Wasserfläche hinausglitten. Seine Augen folgten der Flotille, die wie eine Familie von Erdgeräten draußen kreuzte, sich in die Länge zog und um die schmale Landzunge verkrümmte.

Wie mächtig dieser Nebel die Sinne anpog, hinaus auf das einfache Meer unter dem feuchthülen Himmel! Wie ein Fieberfranker in seinen Visionen nach kühlten Springquellen und eijigen Champagner lecht, so drängte es Sune danach, die Segel im brausenden Winde knattern, das Wasser gegen die nassen Woge klatschen und die eifrigen, kräftigen Stimmen draußen reden zu hören. Es war wohl etwas von dem wüsterlichen Leben, das sich in dem Nachkommen regte und wiederberühren wollte, jetzt, wo sein ganzes eignes Wesen im Kampf lag oder völlig erlosch, wo er wurzellos ward und in totem Wasser trieb.

Er hatte einen von denen sein wollen, die einen langen Weg machen, aber wieder zurückverzetzt und willkommen gehen werden. Für immer wegbleiben mochte er im Gotteswillen sein. Hierher gehörte er, von hier mochte er nicht fort.

Doch er wollte nicht mehr hierher. Keiner bedurfte seiner, alle wandten ihm den Rücken. Aber er liebte alles hier. Und denkfähiger als ein Mann, welcher als ein Kind, bettelte er darum, sich ewig von dieser fährigen Verfallenen Verfallenen Verfallenen umfungen zu werden, deren farge Wesen und nackte Bäume der Rebel verhallte.

Die einzige lebende Stimme in dieser seiner Welt war die vertonte Stimme Lises — die ihn bat, daß er gehe.